

Der Held des Roten Kreuzes im Guckkasten

Das szenische Musikwerk «Henry Dunant. Ein dramatisches Menschenleben» von Gion Antoni Derungs und Hans Rudolf Merz in Heiden.

Es gehört nicht zu den primären Aufgaben eines Bundesrats, Opernlibretti zu verfassen. Dass Hans Rudolf Merz dennoch in die Tasten griff und ein solches schrieb, ist zunächst einmal mutig. Und zwar darum, weil die Presse nach seinem ersten literarischen Versuch, dem erotisch angehauchten Erzählband *Der Landammann* (2004), nur hämisch über Merz hergezogen war. «Nervtötender Schmalz und Schwulst» war da zu lesen – scharfe Geschosse. Merz konzentrierte sich fortan aufs Geschäft, hatte auch alle Hände voll zu tun: Es galt Banken Krisen zu bewältigen, Finanz Krisen abzuwenden, Geiseln aus dem fernen Libyen zu retten oder dies zumindest zu versuchen und vieles mehr. *Henry Dunant. Ein dramatisches Menschenleben* ist als Auftragswerk bereits im Sommer 2007 entstanden. Merz, mittlerweile zum Altbundesrat mutiert, war damals also noch in vollem Amte.

Vergangenen 30. Oktober war im appenzellischen Heiden die Uraufführung: fünf Szenen, das ganze Leben des Rotkreuzgründers, alles eine gute Stunde lang und exakt am 100. Todestag von Henry Dunant. Stimmungsvoll war der Ort: Das windumtoste Biedermeierkürdchen über dem Bodensee. Hier hat Dunant die letzten Jahre seines Lebens in Zurückgezogenheit verbracht, von den Dorfbewohnern nicht nur geliebt (und umgekehrt). Beerdigt ist er in Zürich.

Ob all der Merz-Aufregung ging der Komponist des Werks, der Bündner Gion Antoni Derungs, in den Rezensionen etwas unter. Unverdientermassen. Derungs hat nämlich eine überaus farbige, beim Zuhören gut greifbare und dramatische Partitur verfasst. Eigenschaften, die die Textvorlage nicht unbedingt vorweisen kann.

Das ganze Leben erzählt

Die Aufgabe, die sich beide, Merz und Derungs, gestellt hatten, war anspruchsvoll: das Leben Henry Dunants zu erzählen. Das «dramatische Leben», wie der Titel sagt, ja, denn Dunant erlebte Schlachten (Solferino), entdeckte das Mitleid (was zur Gründung des Roten Kreuzes führte), verspekulierte sich, wurde von seiner eigenen Organisation ausgeschlossen, vagabundierte mit neuen, aber nicht unbedingt durchsetzungsfähigen Ideen durch Europa (siehe Kasten), verliebte sich unglücklich und starb den Tod des Verkannten, Verbrämten, der doch – nebenbei – auch den ersten Friedensnobelpreis erhielt.



Dunants Leben möglichst vollständig dargestellt: Oper oder Oratorium?

Foto: © AT

Nochmals zur Musik. Das Stück ist gut orchestriert. Die Farben des Orchesters (Collegium Musicum St. Gallen, geleitet von Mario Schwarz) ordnet Derungs in aller Klarheit Personen und Ereignissen auf der Bühne zu. Dunant bekommt ein Hornmotiv: ein einsamer Rufer im Wald. Die Liebesszene zwischen Dunant und Léonie Kastner ist im Orchester als Duett von Fagott und Oboe zu hören. Bei Schlachtszenen liess sich lautstark das Schlagzeug vernehmen. Zu plakativ? Vielleicht. Jedenfalls hält Derungs so das Geschehen im Fluss. Der Komponist weiss für Abwechslung zu sorgen und auch für Singstimmen zu schreiben. Noch im

grössten Getöse waren die Solisten gut zu vernehmen. Das mache ihm erst einmal einer nach.

Dass man als Zuhörer dennoch gewisse Längen verspürte, könnte an der unterschiedlichen Auffassung von Komponist und Librettist punkto Dramatik liegen. Derungs nimmt das «dramatische Menschenleben» als Anregung. Merz wirkt da unentschiedener. Einerseits ist bei ihm literarischer Anspruch fühlbar: «Heute, morgen und allezeit, als wäre es gestern geschehen, verfolgen mich die Greuel.», andererseits verstrickt er sich in einem trockenen Nominalstil: «Léonies Anmut besteht aus Charme und ihrer Lebhaftigkeit.

Ihre feine Wahrnehmung und ihre grosse Vorurteilslosigkeit schlagen mich in ihren Bann.» Hauptsächlich, so sei hier vermutet, stand im Vordergrund, Dunants Biografie möglichst vollständig wiederzugeben. Kein Wunder, kam das Ganze stark pädagogisch gefärbt daher. Immerhin: Informiert ist, wer das Musiktheater gehört und gesehen hat. Dramatisch zugespitzt aber wurde hier nichts. Diese Chance blieb ungenutzt.

Einen Grossteil der fünf Szenen bestreitet ein Sprecher, der alte Dunant (Jan Ratschko), der rückblickend über sein Leben räsoniert. Da hat sich Altbundesrat Merz wohl ein bisschen selbst gespiegelt. Die anderen Personen reden, beziehungsweise singen aneinander vorbei. Oper ist das nicht. Eher Oratorium. Und zwar der statischen Sorte. Auflockerung brachte da die farbige und klug gewählte Besetzung mit einem bariton-stabilen Dunant (Markus Volpert), der imperialen Busenfreundin Bertha von Suttner (Christina Daletska), einer leichtfüssigen Geliebten Léonie Kastner (Muriel Schwarz) und einem halb strahlenden, halb nasalen Konkurrenten (Marcus Ullmann).

Video und Guckkasten – diese beiden Elemente hat die Zürcher Regisseurin Christa Furrer für ihre Inszenierung vereint: ein avanciertes Medium also und das «Fernsehen des 19. Jahrhunderts», der Guckkasten. Darin sah man das Genf von Dunants Jugendzeit oder das herrliche Panorama Heidens mit Bäumchen und Bauernhäusern. Halb verspielt, manchmal etwas putzig und doch: Furrer hat mit der Guckkasten-Idee den Anspruch eingelöst, Dunants Lebensstationen ähnlich konkret zu zeigen, wie es Libretto und Musik auf ihre Weise taten. Ausserdem hat die kleinformatige Installation den Vorteil, gut transportierbar zu sein. Insiderinformation gemäss soll die Produktion nämlich auf Wanderschaft gehen. Nicht durch die Schweiz, sondern nach Sarajewo.

Benjamin Herzog

«Singendes Gas»: Das Pyrofon

herz. Henry Dunant war nicht nur Rotkreuzpionier. Neben weiteren Tätigkeiten im Bereich der humanitären Hilfe warb er auch für ein neues Instrument: das Pyrofon, eine Gasorgel, durch deren Pfeifen statt normaler Luft erhitztes Gas flammt und so zum Tönen gebracht werden. Im Kursaal Heiden war das Instrument bis Mitte November zu bestaunen. Nicht das Original von Frédéric Kastner, dem Sohn von Henry Dunants Geliebter Léonie, sondern ein Nachbau. Der Schweizer Ausstellungsmacher Harald Szeemann hatte ihn seinerzeit für die Expo 02 anfertigen lassen.

Dunant war fasziniert von der Gasorgel, deren tönende Flammen er schwärmerisch als «das Licht der Naturphilosophen» bezeichnete. Der Erfolg des Pyrofons indes war von kurzer Dauer. Immerhin: César Franck spielte darauf, Charles Gounod setzte es in seinem Ballett *Jeanne d'Arc* ein, und ein Wagnerianer namens Wendelin Weissheimer schrieb *Fünf geistliche Sonette* für Singstimme und Pyrofon. Danach aber verschwand das tönende Gas-



Foto: zvg

wunder von der Musikszene. Das originale Kastner-Pyrofon steht heute übrigens im Science Museum in London.